Philipp Thull

–

Bürger zweier Welten

Bürger zweier Welten

von
Philipp Thull

Traugott Bautz
Nordhausen 2011

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in Der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Umschlagsentwurf von Philipp Thull

Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2011
Alle Rechte vorbehalten
Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigung, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany
ISBN 978-3-88309-626-1
www.bautz.de

Das Buch:
Wir schreiben das Jahr 1784. In Königsberg lebt ein kleiner Mann namens Immanuel Kant, der mehrere Welten in sich vereint, ein wahrer Genius auf dem Gebiet des Philosophierens. Sein Tagesablauf gleicht von Anfang bis Ende dem Lauf eines Uhrwerkes. Um sich herum sammelt er zahlreiche Freunde und Bekannte, mit denen er regelmäßig bei Tisch, über allerlei Dinge und nicht selten über vielerlei Menschliches diskutiert. An einem besonderen Tag, einem Sonntag jenes Jahres, trifft er sich erneut mit seinen Freunden und erhält völlig unerwartet einen Brief aus dem entfernten Potsdam. Mit zittrigen Händen öffnet er den Brief und liest das an ihn gerichtete Schreiben seines Königs, Friedrichs des Großen. Endlich ist geschehen, was Kant sich schon seit langem erhofft hatte, Anerkennung durch seinen hochverehrten König zu erlangen. Freudig bricht Kant schließlich am folgenden Tag, in Begleitung seines Schülers Wasianski, gen Potsdam auf. Doch beide erahnen zu diesem Zeitpunkt noch nicht, was sie bald schon erwarten soll: Eine gefährliche Liebschaft, die am Ende drei Menschen das Leben kostet.

Der Autor:
Philipp Thull, geboren 1987 in Trier, studiert ebendort Theologie an der Theologischen Fakultät sowie Rechtswissenschaft an der Universität.

Inhalt

Heiß ersehnte Wiederkehr 11
Philosophie am Morgen 17
Glücklichste Zeit 25
Ungeliebter Besuch in der Kirche 33
Frauen 41
Zu Tisch 56
Unerwartete Nachricht 65
Unerwarteter Besuch 71
Abreise 77
Ankunft in Berlin 83
Mummenschanz und Maskentanz 89
Verhängnisvolle Begegnung 93
Halali 99
Gekränkter Ehemann 103
Vergebliche Bitte 107
Tragisches Ende 113
Fahrt nach Potsdam 121
Racheplan 129
König und Philosoph 131
Aufklärung 135

Vivat der alte Fritz 143
Anschlag 147
Unerwartete Wende 151
Der Rest ist Schweigen 159

Heiß ersehnte Wiederkehr

Es war spät, zu spät, für einen Mann, der sich durch nichts, rein gar nichts aus der Regelmäßigkeit seines Lebens bringen lassen wollte, ja der geradezu als Vater aller Regeln der Ordnung und Pünktlichkeit hätte gelten können.

Seit langem schon lag die Dunkelheit wie eine Decke über den Dächern Königsbergs. Regen tränkte die Erde und begoss die Straßen, in denen Kant das Spiegelbild jener Droschke zu erkennen vermochte, die für Stunden schon zum Gefängnis seiner selbst geworden war. Hatte er sich doch zu vorschnell, wie es ihm nun schmerzlich bewusst wurde, dieser Einladung zu einer Fahrt über Land hinreißen lassen; leicht dümmlich und nicht vorahnend, ähnlich einem Kind, dem die Folgen seines Leichtsinns, weder durch Berechnung noch durch sonstige Anstrengung seines Verstandes, auch nur zu erahnen, womöglich gänzlich fremd wäre. Ungeduldig und auf baldige Ankunft hoffend, saß er da, in den ledernen Sitz gepresst, seinem Peiniger gegenüber, dessen Worten schon lang nicht mehr folgsam. Aufmerksamkeit schenkte er nunmehr ausschließlich seiner Taschenuhr, deren frisch poliertes Antlitz ihm eben noch entgegen lächelte, gleich aber schon durch den Schweiß seiner Hände zur Mattheit erstarrt war. Mehrmals hatte er hinsehen müssen, um es glauben und sicher gehen zu können nicht der Träumerei verfallen zu sein. Tatsächlich, der große Zeiger näherte sich beinahe der zehn, einer jener Zahlen, die Namen für Zeiten waren, zu denen Kant sich normalerweise nicht mehr außer Haus befand. Die Unzufriedenheit fraß sich immer tiefer und weiter durch sein Gemüt, dass seine

Miene zu Finsternis erstarrte, die kaum von der Dunkelheit um ihn herum zu unterscheiden gewesen wäre.

Nicht einmal bei der lang und heiß ersehnten Wiederkunft, die ihm vorkam, als kehre er nach Jahren in die Heimat zurück, war seinem Gesicht ein Gefühl von Freude zu entnehmen.

Das Gefährt war noch nicht zum Stillstand gekommen, da griff seine Hand schon nach der, ihm Freiheit versprechenden Klinke. Ohne seinen Peiniger eines letzten Blickes zu würdigen oder ihm einen Gruß zu hinterlassen, sprang er auf, hüllte sich in seinen Mantel und zog den Dreispitz tief ins Gesicht und nichts hätte ihn in diesem Moment zurückhalten können, den letzten Schritt hinaus zu tun, nicht einmal der Teufel persönlich. Endlich der Hölle entronnen, war er nun dem kühlen Nass, das sich über ihm ergoss und seinen Fuß am Boden willkommen hieß, ausgesetzt. Mit den Schuhen in einer Pfütze stehend, blickte er an sich herab und langsam wieder auf zu seinem Haus, aus dem das wärmende Licht auf den Gehsteig schien. »Niemals!« murmelte er, »niemals mehr lasse ich mich von jemandem zu einer Spazierfahrt einladen, niemals!«

Nachdem er die Tür zum Eingang seines Hauses aufgeschlossen hatte und ihm die Wärme freundlich entgegen strömte, verweilte er noch einen Augenblick auf der Schwelle, die Augen verschlossen und die Ohren gespitzt. Das Knattern der hölzernen Räder jener Droschke in der er eben noch gesessen hatte, war bald nur noch aus der Ferne zu hören, bis es schließlich verstummte und die altgewohnte Ruhe in die Prinzessingasse einzukehren vermochte. In diese kleine, nicht weniger feine Nebenstraße, die sich im Herzen der Stadt fand, verirrte sich sonst nur selten ein Wagen. Ein Umstand den der Magister zu schätzen wusste,

stellte sich ihm die Stille nicht selten doch als Gehilfe und Förderer des Denkens vor.

Nachdem er die Tür wieder fest hinter sich verschlossen und die Lampen im unteren Stockwerk gelöscht hatte, eilte er rasch die Stufen herauf in die erste Etage, wo sich neben anderen Räumlichkeiten auch seine Schlafstube fand. Noch im Gehen entledigte er sich seines Hutes und Mantels, um sich Richtung Bett zu begeben. Bevor er sich aber zur Nachtruhe einschloss, entschied er sich seinen Diener Lampe aufzusuchen, um diesem mitzuteilen, am nächsten Morgen später als sonst geweckt werden zu wollen.

Martin Lampe, gebürtig aus Würzburg und ehemals Soldat in preußischen Diensten, bewohnte die Dachstube des Hauses. Obwohl er sich als geistig eher beschränkt erwies und seinem Dienstherrn wohl in nichts gleichzukommen vermochte, schätzte dieser ihn doch aufgrund seiner jahrelangen Treue und Redlichkeit. Schon zu Anfang der 1760er Jahre trat Lampe in den Dienst Kants. Da er sich nur auf die maschinenmäßige Ausführung verschiedenster Dienste verstand, war es stets von Nöten, dass man ihm jede Kleinigkeit einzeln und persönlich aufzutragen hatte. So entschied Kant, seinen Diener noch einmal zu bemühen, auch wenn die Zeit bereits weit fortgeschritten schien. Vor der Tür stehend, glaubte er die Stimme Lampes' im Zwiegespräch mit der eines Weibes vernommen zu haben. Sicher war er sich aber nicht, vielmehr könnte es auch eine durch die Müdigkeit hervorgerufene Einbildung gewesen sein. Also klopfte er erst etwas zurückhaltend, dann aber entschieden an die hölzerne Tür.

»Lampe!«, rief er, »ist Er noch wach?«

Da von innen keine Antwort zu vernehmen war, setzte er noch einmal an und war gerade im Begriff seine Stimme zu

erheben, als sich die Tür öffnete. Vor ihm stand sein Diener, lediglich in einen Schurz gehüllt. Von der Schwelle aus konnte Kant das Zimmer im schwachen Kerzenschein nur schwerlich überblicken. Über einem Stuhl lagen ein Hemd, eine Hose, darunter stand ein Paar Schuhe. Am Schrank hing jene Livree, welche Lampe stets zu tragen pflegte; ein weißer Rock mit rotem Kragen. Daneben hing ein weiterer Rock, gelb und womöglich neu. Zuletzt sah er zum Bett herüber und traute seinen Augen kaum. Die Stimmen, welche Kant eben noch vernommen hatte, waren wohl keineswegs seiner Müdigkeit zu verdanken, denn was er dort sah, war die Gestalt einer jungen Frau, die sich in eine Decke gehüllt, zur Tür richtete, zu hören, was der Störenfried zu solch später Stunde wohl wollen könnte.

»Professor, Sie wünschen?«, fragte Lampe seinen Dienstherrn.

Kant, der immer noch ein wenig verblüfft über die junge Dame schien, stammelte etwas vor sich hin und sprach, nachdem ihm wieder eingefallen war, weshalb er überhaupt da stand:

»Eh, ich wünsche geweckt zu werden. Wenn möglich, später als sonst. Sagen wir, so gegen 6 Uhr früh.«

Normalerweise ließ er sich, im Sommer wie im Winter, bereits um 4.45 Uhr in der Frühe von seinem Diener wecken. Da es am nächsten Tage jedoch Sonntag war, entschied er sich ein wenig mehr Schlaf zu gönnen als sonst. Dies aber nur, da am nächsten Morgen keine verpflichtenden Termine auf dem Plan standen. Wäre dies der Fall gewesen, so hätte er sich gewiss zur gewohnten Zeit wecken lassen. Denn auch wenn er manche Nacht gestört wurde oder gerne länger schlafen würde, durfte Lampe die Schlafstube erst dann verlassen, wenn Kant sich erhoben hatte. Andernfalls, da-

von war er überzeugt, würde der Mensch gewiss der Nachlässigkeit verfallen.

»Sehr wohl, wie Sie wünschen! Dann also morgen früh um 6 Uhr.«

Nachdem Lampe ihm noch einmal die Anweisung bestätigte, wünschte er seinem Diener und der unbekannten Dame eine geruhsame Nacht. Gleichwohl ihm der Vorfall zu denken gab, entschied er, die Sache auf sich beruhen zu lassen und erst am folgenden Tage zur Sprache zu bringen.

So bewegte er sich schließlich Richtung Schlafstube und begann sich dort zu entkleiden. Seinen Rock, den er feinsäuberlich an den Schrank hängte, tauschte er gegen einen samtenen Schlafrock und die Perücke, die er zur Nachtruhe ablegte, gegen eine Schlafmütze. Das Zimmer in dem er schlief war ungeheizt. Für den Schlaf gerichtet, bemühte er sich noch einmal, wie sonst auch, in der letzten Viertelstunde vor dem Zubettgehen alle ernsten Gedanken aus seinem Kopf zu verdrängen, um so bald wie möglich einschlafen zu können. An diesem Abend war es wohl die Spazierfahrt, die ihn reizte und ärgerte. Ohne sie, hätte er die Zeit wunderbar nutzen können, um zu studieren und den ein oder anderen Gedanken ins Wort zu heben. Mehr noch bedachte er aber den Umstand, dass sich Lampe wohl einen neuen Rock angeschafft und obendrein eine unbekannte Frau in sein Zimmer geführt hatte, um sich mit dieser womöglich zu vergnügen. Welche Unverfrorenheit, dachte sich Kant.

Im Dunkeln, nachdem er die Lampen gelöscht hatte, hangelte er sich an dem dafür vorgesehenen Tastseil von der Tür bis zu seinem Bett und legte sich nieder.

Philosophie am Morgen

Die Nacht sollte unruhig werden, schlief er doch keineswegs mit einem frohen Bewusstsein ein, den vergangenen Tag tätig verlebt zu haben. Jedes Geräusch hätte ihn in dieser Nacht wecken können, wo doch sonst nicht einmal ein Gewitter oder Feuerlärm ihn aus seinem Schlafe zu reißen vermochte.

Pünktlich um 6 Uhr morgens öffnete sich die Schlafzimmertür. Mithilfe eines Glöckchens versuchte Lampe seinen Dienstherrn vom Schlaf zu wecken.

»Guten Morgen, Professor!«, rief er und öffnete den schweren Damastvorhang vor dem Fenster, um dem anbrechenden Morgen den Einzug zu ermöglichen. Die verregneten Wolken des Vorabends hatten sich verzogen und ließen nun der Sonne den Vorzug.

Kant, der sich stets tief in seine Decke wickelte, erwachte und erhob sich allmählich. Während er sich dabei geistig zu sammeln begann, beobachtete er seinen Diener Lampe bei der Arbeit. Nachdem dieser den Vorhang geöffnet hatte, goss er Wasser in eine dafür vorgesehene Porzellanschale, das er kurz zuvor leicht anwärmte. Sodann begab er sich zum Schrank, öffnete diesen, hing den Rock vom Vortag hinein und seines Herren Sonntagsstaat heraus. Es war ein schwarzer Rock mit goldenem Brokat, goldenen Knöpfen und weißen Manschetten. Kant war immer nicht nur seines Standes gemäß, sondern darüber hinaus auch äußerst modisch gekleidet. Neben der Ordnung gehörte die Pflege mithin zu Tugenden, denen er sich schon früh verschrieben hatte. Generell konnte er als ein Mensch von wahrer Eleganz

bezeichnet werden, der nicht nur größtmögliche Sorgfalt auf sein Äußeres verwendete, sondern weiterhin auch überzeugt war, dass es durchaus eine menschliche Pflicht sei, auf niemanden einen widerlichen oder auch nur auffallenden Eindruck zu machen.

Zuletzt begab sich Lampe zu Kants Perücke, klopfte sie aus und hängte sie griffbereit über die Büste. Es war nicht irgendeine Büste, der vergönnt war die Perücke eines Philosophen namens Immanuel Kant zu tragen, sondern eine Abbildung keines Geringeren als jenes Mannes, den zu schätzen Kant als Standes-, besser noch Bürgerpflicht bezeichnet hätte, jene nämlich seines Monarchen, des Königs von Preußen, Friedrichs des Großen.

»Haben sich für heute irgendwelche Herrschaften angekündigt?«, fragte Kant seinen Diener, während er sich langsam von seiner Schlafstätte erhob, um sich zur Waschschüssel zu begeben.

»Ja, für heute früh hat sich Wasianski angekündigt«, antwortete Lampe, seiner Arbeit nachgehend, ohne sich Kant zuzuwenden.

»Oh, ja ganz recht. Nun denn, so bereiten Sie alles vor, was nötig ist.«

Lampe wusste, was Kant unter nötig verstand. Wenn er und Wasianski, ein guter Freund und ehemaliger Schüler des Professors, vor dem Mittagessen noch zu philosophieren gedachten, hatten zwei Gläser, eine Karaffe edlen Weines, sowie eine bereits gestopfte Pfeife auf dem Tisch in der Bibliothek angerichtet zu sein.

»Und vergesse Er auch nicht, mir die Zeitungen vom Vortag dazuzulegen!«

Dies fügte Kant hinzu, da er wusste, dass Lampe dies ohne Anweisung sicherlich vergessen würde.

»Sehr wohl, wie Sie wünschen!«, antwortete Lampe, trat zur Tür, nickte seinem Herrn noch einmal entgegen und verließ das Schlafgemach, um im Esszimmer, das sich ebenfalls im oberen Stockwerk fand, das Frühstück anzurichten.

Bevor Kant seine Schlafstube verließ, um sich zu Tisch zu begeben, trat er noch einmal zum Fenster, schloss seine Augen und hielt seine Nüstern in die kühle Morgenluft. Es war das einzige Fenster in diesem Raum und da er seit seiner Jugend schon im Kalten zu schlafen wünschte, war es beinahe jeden Tag und jede Nacht, das ganze Jahr über geöffnet.

Verschiedenste Gerüche lagen in der Luft. Von allen Seiten strömten sie heran. Es kam ihm vor, als umströmte ihn ein sanfter Duft von Flieder, vermischt mit einem zarten Hauch an Rotdorn und intensivem Rosenduft. Das musste nicht nur der Beginn eines wunderbaren Sonntags, sondern auch der einer besonderen Woche sein. Von fern hörte er bereits geschäftiges Treiben, Wagen verkehrten in den nahegelegenen Straßen. Auch wenn es Sonntag war, so versäumten die Königsberger auch an diesem Morgen keineswegs, schon früh aufzustehen und den Tag von seinen ersten Stunden an für sich nutzbar zu machen.

Bereit für den kommenden Tag und zuversichtlich der Dinge die da vor ihm lagen und kommen sollten, begab er sich zu Tisch. Ebenso bescheiden und bürgerlich einfach sich sein Leben gestaltete und sein Hausrat war, fiel auch seine erste Mahlzeit aus. Zwar war Kant keineswegs ein Kostverächter, doch ein großes Mahl erwartete ihn auch an diesem Morgen nicht. Alles um ihn herum, wies hin auf das Leben eines einfachen Mannes.

Das Eßzimmer zierte lediglich ein Spiegel. Verschwenderische Pracht oder überheblicher Tand wie er Königen und

Herrschern vorbehalten war, gehörten freilich nicht zu dem, was sich hier finden ließ. Vielmehr waren es Abgeschiedenheit und stille Einfachheit, die sich hier eine Heimat schufen. Auch wenn das alles nur einen Philosophen wie Kant als Bewohner vermuten ließ, so waren es doch nicht Flucht und Fremdheit vor der Welt, sondern im Gegenteil Freude und herzliche Fröhlichkeit, die das bescheidene Heim des Magisters mit Glanz erfüllten. Hier waren Wärme und Geborgenheit in größerem Umfang zu verspüren als in irgendeinem der von Pomp und Gloria erglühenden Königshäuser Europas, welche zu dieser Zeit geführt wurden. Weder am Hofe der russischen Zarin, noch an jenem des englischen Königs fand man sie in dem Maße, wie sie sich hier begegneten.

Es war nur eine Kerze, welche in diesem Moment das Esszimmer mit Licht erfüllte und das Innere vom Morgengrauen des herannahenden Tages unterschied. Schon zu dieser Stunde aber leuchtete das Haupt des Philosophen auf, fanden sich gleichsam Tausende neuer Gedanken in seinem Kopfe.

Worüber würde er heute bloß philosophieren, nachdenken, was studieren und eruieren? Es bleibt sich gleich, denn egal was er heute auch zum Gegenstand seines Denkens machen würde, es müsste wie beinahe an jedem neuen Tage, von Größe und Menschlichkeit, von Ideen und Phantasien erfüllt sein, wie sie sich sonst nur selten finden ließen. Denken, ja das war eine Kunst die Kant beherrschte wie nur wenige neben und vor ihm. Sein Werk, das wusste er genau, schuf etwas neues, etwas, wovon niemand vorher auch nur einen Gedanken gefasst hatte. Wer es aber verstehen wollte, der musste sich zum Umdenken bewegen, der musste bemüht sein, aus den Quellen der Vernunft zu schöpfen und

ja, der musste jene tiefgründige Entdeckung des Kopernikus, die eine Wende von der Dunkelheit zum Lichte beschwor, auch auf das Denken, auf die Philosophie übertragen. Kant wusste, dass nicht eine einzige Erkenntnis menschlichen Denkens sich nach nur einem Gegenstand richtete, sondern vielmehr jeder einzelne Gegenstand sich messen lassen müsste an des Menschen Verstand. Wissenschaft das war nicht irgendetwas, nein es war das Produkt jener Begrifflichkeiten, die der Mensch in die Dinge hineinlegte.

Während er sein einfaches Mahl genoss und sich wie an jedem Morgen einen Tee zubilligte, nutzte er die Stille und auch die Zeit diesem Gedanken von Wissenschaft und ihrem Charakter nachzugehen. Viele, vor ihm und auch neben ihm, bezeichneten sich als Diener, Freunde, Kinder oder was auch immer der Wissenschaft und erfüllten doch ihren Anspruch keineswegs. Entstellten sie die Wissenschaft doch zu einem alten Waschweib, das alles glaubt und sich an jedem Geschwätz zu beteiligen versucht, ganz gleich zu welchem Ergebnis es führt. Hauptsache es trägt zur eigenen Erheiterung bei. Schriften aber, die ihre Leser nicht mehr als nur erheitern konnten, verwarf Kant ohnehin. Sie waren nichts wert, gerade gut genug das Kaminfeuer zu nähren. Gerade als ein Philosoph, der er war, wusste er was der Wissenschaft dienlich sein würde. Geschwätz und bloße Wahrscheinlichkeit wohl kaum. Sie vermochten weder die Philosophie, noch die Wissenschaft auch nur um einen Deut nach vorn zu führen. Alle die sich Metaphysiker, Alchemisten, Sterndeuter, Scharlatane, Pfaffen oder wie auch immer zu nennen pflegten, waren Beleidiger der wahren Wissenschaft. Sie alle gehörten nicht mehr als feierlich und gesetzmäßig suspendiert von den billigen Geschäften, welche sie

sich durch die Gutgläubigkeit manchen Waschweibes zu stehlen suchten. Allenthalben konnten sie als Künstler der Überredung, Betrüger im wohligen Sinne gelten, doch mehr als dies wohl kaum. Es war nun die Stunde der Kritik, welche sich ihre Bahn brechen sollte. Wer auch nur einen Schluck ihres süßen Nektars gekostet haben würde, der könnte unmöglich von ihr lassen und dem müsste gleichsam jedwede Art dogmatischen Gewäsches als Ekel ohne gleichen erscheinen, als eine miese Scheinwissenschaft. Denn wie konnten Wahrscheinlichkeit und ihre Auswüchse auch nur ansatzweise als Beweis gelten? Nicht einmal der schlimmste Räuber könnte aufgrund nur einer einzigen Wahrscheinlichkeit zu seiner gerechten Strafe geführt werden, wenn sich ihm nicht wenigstens ein Wort beweismächtig entgegenstellte. Wenn sich Gedanken nicht an den Maßstäben der Wissenschaft messen ließen, so wären sie nichts, rein gar nichts. Zu einer Lehre, welche sich als Kind der Wissenschaft rechnen wollte, gehörten nicht nur ein fester Schritt, sondern auch und vor allem Einheitlichkeit und Vollständigkeit. Wie aber könnte die Welt weitergeführt werden, wenn nicht durch ein Gebilde fester Grundsätze und Methoden? Ohne sie, davon war Kant stets überzeugt, könnten wir wohl irgendeine Philosophie erlernen, doch bliebe das Philosophieren uns doch ewig fern.

Nachdem er den letzten Bissen verspeist und seinen Tee ausgetrunken hatte, erhob er sich langsam von seinem Tisch, begab sich zum Spiegel und sah sich noch einmal an, um seinen gelblichen Schlafrock mit der rotseidenen Binde zurechtzurücken.

»Sie dürfen jetzt abräumen Lampe. Ich ziehe mich, bevor ich gehe, noch ein wenig in mein Studierzimmer zurück«,